



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Herr Hinrichsen und sein litterarisches Deutschland.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

erhöht, wie Hahn in seiner Schrift „Die Frau auf dem Gebiete der Arbeit“ (Neutlingen 1884) treffend bemerkt, „die Arbeitskraft des Mannes, indem sie ihm wirklich eine Erholung geben kann: sie nimmt ihm einen großen Teil der Sorgen ab, erhält, was er erarbeitet hat; ihr Umgang fördert in ihm Gedanken zutage, welche sonst nie gekommen wären, sie ist ein Talisman gegen das Schlimme, mit ihr entsteht für den deutschen Mann ein wahres deutsches Heim; dieses aber allein ist imstande, über die größte Untugend des Deutschen, den Hang zum Wirtshaus, aus welchem dann auch der Zuvielgenuß geistiger Getränke und die Verschwendung folgt, endlich Meister zu werden.“ Lösen wir die „Frauenfrage des vierten Standes“, dann wird es auch gelingen, der „sozialen Frage“ Herr zu werden. Verharren aber die bessern Gesellschaftskreise ferner in ihrer Gleichgiltigkeit, treten die Frauen und Mädchen der bessern Stände noch länger als Konkurrentinnen der armen Arbeiterinnen auf, und bleiben endlich die Arbeitgeber auf dem engherzigen Standpunkte, den sie bisher in der Arbeiterinnenfrage eingenommen haben, so darf es nicht wunder nehmen, wenn die Staat und Gesellschaft bedrohenden Bestrebungen auch in Frauenkreisen tiefere Wurzeln fassen, in bedrohlicherer Gestalt auftreten und von übeln Folgen begleitet sind. Daß das geschehe, muß mit allen Kräften verhütet werden.



## Herr Hinrichsen und sein litterarisches Deutschland.



Im vierten Buch der zahmen Xenien hat Goethe der Kritik und Litteraturgeschichte einen Wink gegeben, der in vier Verszeilen für mehr als ein Jahrhundert Weisheit enthält:

Wohin wir bei unsern Gebrechen  
 Uns im Augenblick richten sollen?  
 Denke nur immer an die Besten,  
 Sie mögen stecken, wo sie wollen.

Ein leider nur kleiner Teil unsrer zeitgenössischen Kritik läßt sich noch von diesem Satze leiten, der größte Teil ist ihm untreu geworden. Eine besondere Gruppe kennt nur die „Besten,“ die zur Schule oder, wie es gut kölnisch heißt, zum „Küngel“ gehören; die Masse der Schriftsteller und Urteiler sucht eifrig den Glauben zu verbreiten, daß es keine „Besten“ gebe, und daß die geringern Unterschiede, die sich zwischen den zeitgenössischen Talenten entdecken lassen, gar nicht erst der Mühe der Unterscheidung lohnten. Die herrschende Tendenz unsrer Kritik geht dahin, alles litterarisches Leben und Streben

der Gegenwart als einen Urbrei zu betrachten, aus dem von Zeit zu Zeit einzelne Erfolgsblasen aufsteigen, um demnächst wieder zu plazen. Wenn diese anmutige Auffassung in den Tageszeitungen vorherrscht (denen zu neun Zehnteln die Litteratur und alle Bildungsinteressen das Gleichgiltigste von der Welt sind) und wenn man zugeben muß, daß die kritiklose Reklame der Zeitungen schon ein Gewohnheitsübel geworden ist, das man mehr oder minder willig erträgt, so ziemt es sich doch, ernste Verwahrung einzulegen gegen die Ausbreitung dieses Übels auch in Büchern, die mit ernstern Ansprüchen auftreten. Schon Franz Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts,“ das demnächst in dritter Auflage erscheint, eine fleißige und sorgfältige Arbeit, krank an der Kritiklosigkeit, mit der das bedeutendste und das wichtigste als völlig gleichwertig behandelt wird, an der Ungleichheit, mit der wirklich hervorragende und schöpferische Naturen in ein paar Zeilen abgefertigt werden, während den hohlsten Dilettanten der dreifache und zehnfache Raum für ihre Schicksale und die Listen ihrer Versuche gegönnt ist. Gleichwohl soll gern eingeräumt werden, daß das Brümmersche Lexikon doch einen festen Kern, ein deutliches Gepräge hat. Die Aufnahme aller im laufenden Jahrhundert gebornen, gleichviel ob sie leben oder todt sind, die strenge Begrenzung auf die poetischen (belletristischen) Schriftsteller in Vers und Prosa, die Ausscheidung alles Selbstlobes und aller Polemik aus den einzelnen Artikeln (die sich zum großen Teil auf persönliche Mitteilungen der Aufgenommenen stützen), die Zuverlässigkeit der Angaben verleihen dem Brümmerschen Lexikon einen bestimmten Charakter. Es ist ein Nachschlagebuch, will nicht mehr sein. Ganz anders steht es um ein pomphaft angekündigtes Werk, das laut seiner Vorrede viel Höheres erstrebt: Das litterarische Deutschland von Adolf Hinrichsen mit einer Einleitung von Professor Doktor C. Beyer (Berlin und Kostock, Verlag der Album-Stiftung). Der Herausgeber erklärt in der Vorrede. „Manches Jahr schon trug ich mich mit dem Plane des Litterarischen Deutschlands. Ich empfand es stets als eine große Lücke in unsrer nationalen Litteratur, daß sie nicht ein Werk aufzuweisen hatte, das die Geisteserschätze des Volkes der Denker und Dichter (nicht solche der Letztern allein) zusammenfaßt, seien es auch nur die einer bestimmten Zeitepoche: eine Art Momentphotographie, die unsre deutschnationalen Errungenschaften und Bestrebungen wiederzuspiegeln imstande ist. Und doch hege ich den Stolz, nicht nur eine solche durch das erdrückende Morgen bereits verwischte in dem Litterarischen Deutschland zu liefern, sondern gedanke mein hiermit begonnenes Werk fortzusetzen: viele Momentphotographien zu schaffen und das ewig neue Werden in solchen festzubannen, soweit meine Kraft reicht.“ Hiernach muß jedermann glauben, daß es sich in dem 724 doppelspaltige Seiten starken Werke um eine ausgedehnte Anthologie oder etwas dem ähnliches handeln müsse. Denn unter Geisteserschätzen, die man „zusammenfaßt“, hat man bisher, soweit die deutsche Zunge klingt, die

Werke der Denker und Dichter, ihre Leistungen, aber nicht ihre Namen verstanden. Auch unter den „deutschnationalen Errungenschaften“ wird sich jeder vernünftige Mensch etwas anders denken, als die Biographien und Autobiographien von vielleicht anderthalb tausend Schriftstellern, unter denen viele hunderte sich befinden, die nicht in ein litterarisches, sondern in irgend ein Fachlexikon gehören. Herr Hinrichsen hat zwar nirgends erklärt, was er unter Denkern versteht, und zählt, wie es scheint, alle auf irgend einem wissenschaftlichen Gebiete arbeitenden zu diesen Denkern. Auch können wir ihm nicht bestreiten, daß man, um zur Auszeichnung im Gebiete des katholischen Kirchenrechts, der Ornithologie oder der technischen Chemie zu gelangen, um ein „Handbuch der pharmazeutischen Rezeptirkunst“ oder einen „Grundriß der Eisenhüttenkunde“ oder eine Preisschrift über Maul- und Klauenseuche, Abhandlungen wie „Über die Milben der Bierfilze“ oder „Über das Vorkommen der schwarzen Hausratte um Greiz“ oder „Über die Deklination des Substantivs im niederösterreichischen Dialekt“ oder über „Das Flügelgeäder der Psociden und seine systematische Bedeutung“ zu schreiben, denken muß. Der allgemeine Sprachgebrauch aber versteht unter „Denkern“ etwas anderes als noch so verdiente Spezialisten; die bloße Aufnahme einiger hundert Fachschriftsteller, denen gegenüber viele hundert andre, nicht minder hervorragende vermißt werden, stempelt dies „Litterarisches Deutschland“ von vornherein zu einem verfehlten Werke. Denn zu befriedigender Lösung der Aufgabe gab es nur zwei Wege. Entweder faßte Herr Hinrichsen den Begriff der Litteratur im weitesten Sinne, wonach dieser die gesamten Schriftwerke in deutscher Sprache in sich begreift, und machte den Versuch, das gesamte schreibende Deutschland zu vertreten, in welchem Falle das Werk zehnfach umfangreicher sein würde und müßte, oder er hielt an dem Begriff Nationallitteratur fest, wonach in erster Reihe nur die Schöpfungen der Poesie, in zweiter diejenigen Werke der Beredsamkeit und der wissenschaftlichen Darstellung zu berücksichtigen waren, welche sich durch Vollendung der Form, Vorzüge des Stils dazu eignen. Wer da weiß, daß die Auswahl dieser Werke für jede litterarhistorische Darstellung die größten Schwierigkeiten bietet, die schärfste Urteilskraft erfordert, wer weiß, daß ganze Reihen geschichtlicher und anderer Schriften hart auf der Grenze zwischen bloßen Forschungen und litterarischen, künstlerische Vollendung erstrebenden Werken stehen bleiben, wird auch gern zugeben, daß hier ein Mehr oder Minder für die Auswahl sehr wohl möglich ist. Aber Hinrichsen scheint völlig prinziplos verfahren zu sein, einfach alle diejenigen aufgenommen zu haben, die sich mit Material, das heißt mit langer Erzählung ihrer Lebensschicksale und breiter Aufzählung ihrer litterarischen Arbeiten einstellten. Er hat die Einsendungen durch Hinzufügung einer Reihe von anerkannten und gefeierten Namen ergänzt und auf das Prinzip irgend welcher Vollständigkeit ruhig Verzicht geleistet. Die Zahl der im „Litterarischen Deutschland“ aufgeführten Fachschriftsteller steht zu der Zahl der wirklich vor-

handenen in einem geradezu lächerlichen Mißverhältnis, die Bedeutung des einzelnen kann, wie der flüchtigste Vergleich zeigt, nicht zum Maßstabe gedient haben, und so muß man von vornherein die Aufnahme ganzer Reihen von Namen als eine nur zufällige oder vollkommen willkürliche erachten.

Eine gewisse, aber mit der des Brümmer'schen Dichterlexikons nicht zu vergleichende Vollständigkeit versucht der Herausgeber auf dem Gebiete der schönen Litteratur zu erzielen. Das „Litterarisches Deutschland“ mit seiner Flut von „Dichtern“ und „Dichterinnen“, die von Jugend auf den „Drang“ gespürt haben, wird jene naiven Gemüther höchlich befriedigen, die den Quell der Poesie in unsrer Zeit vertrocknet und das heilige Feuer erloschen wähnten. Bei ernstern und am Leben und Gedeihen unsrer Litteratur, namentlich unsrer poetischen Litteratur, wahren Anteil empfindenden Menschen können dreiviertel der von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit strotzenden, das nichtige zum wichtigen, das einfache Erlebnis zum Ereignis aufbauschenden autobiographischen Aufzeichnungen nur ein Kopfschütteln hervorrufen, und man muß über eine Redaktion erstaunen, die sich in der Vorrede darauf beruft, daß sie „den gebotenen Stoff selbstverständlich nicht stets in seiner ganzen oft unmöglichen Breite habe verwenden können,“ aber dabei Dinge stehen läßt, die im Interesse der Berücksichtigten in den Papierkorb gehört hätten. Der Herausgeber erblickt eine „reizvolle Mannigfaltigkeit“ in den grundverschiedenen Mitteilungen und hat es nicht als seines Amtes erachtet, „eingehende Kritik zu üben.“ Da liegt denn die Frage nahe, ob Herr Hinrichsen in der That glaubt, daß litterarhistorische Hand- und Nachschlagebücher, auch wenn sie „Momentsphotographien“ sind, der Selbstüberschätzung, der blöden Urteilslosigkeit dilettirender Vermacher und Blaustrümpfe zu dienen haben, ob er meint, daß der Herausgeber eines Werkes wie das „Litterarisches Deutschland,“ schlecht hin gar keine Verantwortlichkeit trage? Unsrer Litteratur krankt an nichts Schlimmerem, als an der Verwischung aller Unterschiede, an der völligen Gleichstellung origineller schöpferischer Kraft und armseliger Nachahmung, ernster künstlerischer Arbeit und flacher Vielschreiberei, und dies Unheil soll nun nicht bloß durch das Vermischte der Zeitungen schwirren, sondern an Stellen verewigt werden, die wenigstens das Aushängeschild ernster Absicht und ernster Kritik tragen!

Es ist schier unglaublich, was nach der bezeichneten Richtung hin uns alles in diesem Buche aufgetischt wird, was der Herausgeber hat durchgehen lassen. Da wird von einem Herrn Angelrodt in Nordhausen erzählt, daß er, weil Freunde seine Feldpostbriefe veröffentlichen ließen, „unwillkürlich mit der Presse in Berührung gekommen“ sei und „die Kritik“ der öffentlichen Theateraufführungen übernommen habe! Da wird von der Freifrau Karolina von Bartenstein, die zwei kleine Novellen und ein Gedichtbändchen „Seelenblicke“ verfaßt hat, wörtlich berichtet: „Mit Karolina von Bartenstein erlischt ihr Name, da sie die (!) letzte weibliche Sprosse (!) des Geschlechts ist, der letzte männliche Sproß war der verstorbene

Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes N. Reichsfreiherr von Bartenstein, ein Bruder der Dichterin, nunmehr Ehrendame am hochadligen Damenstift zu Troppau.“ Da sagt eine Frau Emilie Busse wörtlich: „Obwohl ich von Jugend auf das lebhafteste Interesse für unsre deutsche Litteratur hatte, so würde ich es damals doch nicht gewagt haben, selbst mit litterarischen Versuchen an die Öffentlichkeit zu treten. Erst als Witwe eines höhern Beamten griff ich zur Feder. Meine Bemühungen wurden auch bald insofern belohnt, als kleine Geistergeschichten in Zeitschriften freundliche Aufnahme fanden.“ Da „singt“ Herr Karl Nikolaus von Gerbel-Embach:

Im Innern Rußlands kam ich auf die Welt,  
Doch bin von deutschen Eltern ich entsprossen.  
In Tübingen einst promovirte ich  
Als Doktor der Philosophie. In Dresden  
Dann fand ich später eine neue Heimat,  
Wo ich in diesem Augenblick noch lebe.  
Von Liebe sang ich, sang auch fromme Lieder,  
Schrieb andres noch in Poesie und Prosa  
Und hoff' auch manches noch zu produziren.

Da entwirft Herr Wilhelm Grothe ein Lebensbild, das sich ganz wie ein Leihbibliotheksroman ausnimmt, da erfahren wir, daß Frau Mary Graf-Bartholomew „vorzugsweise lyrisches Talent“ besitzt und sich besonders bekannt gemacht hat „durch ihre Kochrezepte in Versen, die sie nach den bekanntesten und beliebtesten Volksmelodien gedichtet hat,“ da finden wir einen Friedrich Emanuel Heino, der sich resignirt, „ganz feinen schriftstellerischen Arbeiten zu leben“ und von dessen Arbeiten nicht eine einzige genannt wird, da berichtet ein Herr Heinrich Helmers wörtlich, daß er in früherer Jugend von einer für Poesie und Kunst begeisterten Mutter in das Reich der Musen geleitet worden sei und in seinen Knabenjahren schon die Freude gehabt habe, daß die Tagesblätter seiner Vaterstadt (die uns unenthüllt bleibt) unter einem Pseudonym kleinere Gedichte, Räthselaufgaben von ihm zum Abdruck brachten, da gesteht ein Herr Konrad Hermann ein, daß er „leider bei Begründung eines eignen Geschäfts sein mühsam Erspartes wieder einbüßte. Das hinderte ihn aber nicht, weiter zu dichten und zu singen.“ Da berühmt sich Herr Karl Kösting, den Plan zu einem „gigantischen“ (!) Bühnenwerke, der Pentalogie: „Das gelobte Land, Das Himmelreich, Die neue Welt, Ein Weltgericht, Edentraum,“ geschmiedet zu haben, da erzählt Fräulein Auguste Pulvermacher: „Jetzt bin ich Mitarbeiter (!) von verschiedenen in- und ausländischen Blättern und Journale (!). Doch meine alte Vorliebe fürs Theater ließ mich nicht ruhen, und da ich nicht Theater spielen konnte, begann ich Theater zu schreiben,“ da versichert Wilhelm Kessel, auch Wilhelm von Bergen und Ludwig Schwarz genannt, daß er „fest auf dem Pegasus saß und wußte ihn trefflich zu lenken,“ Herr Paul von Schönthan, der Bruder des Lustspiel-dichters, der übrigens ehrlich eingesteht, daß er viel, vielleicht manchmal zu

viel geschrieben habe, und der seit 1887 ein neues Berliner Witzblatt redigirt, hat „die Genugthuung zu sehen, daß Segen auf seiner Arbeit ruht,“ was wohl heißen soll, daß sie ihm viel Geld einbringt. Da versichert der Rechtsanwalt August Sturm in einer wunderlichen Selbstkritik, daß seine „Gedichte“ und sein Buch „Auf Flügeln des Gefanges“ seine tiefste Eigenart wiedergeben, und daß er sein „Thüringer Waldmärchen“ für mehr als einen Versuch halte, während Herr Heinrich Weber in Zürich meint, daß in seinen religiösen Gedichten „Lieder eines Suchenden“ „der ideale Flug bisweilen die Klarheit verhülle.“ In diesem Tone könnten wir noch seitenlang fortfahren, es ist geradezu unglaublich, welche Fülle von Naivitäten, aber auch von Geschmacklosigkeiten, von unberechtigten Ansprüchen aus dem Rahmen des „Litterarischen Deutschlands“ heraussehaut. Man fühlt sich ordentlich erlöst, wenn einmal einer der berühmten Poeten, wie Fritz Bärwinkel, mit einer gewissen Ironie von sich sagt:

Jetzt kitzelt nichts mehr. Ich bin taub  
Für der Versuchung Locken,  
Ich rechne mich doch nur zum Staub,  
Erwart' (!) nicht Nachruhms Glocken.

Übrigens erfordert die Gerechtigkeit, zuzugestehen, daß mitten unter dem nicht redigirten Wust von allen erdenklichen Notizen über Dichter und Dichterlinge, über Schriftsteller jeder Art und jeden Ranges sich einzelne vortreffliche Mittheilungen befinden. Die in schicklichem und würdigem Tone gehaltenen Selbstbiographien und Biographien von Franz Nissel, Karl Koberstein, Ernst Eduard Evers, Konrad Zitelmann, sowie manche kleinere, stehen in angenehmer Weise hervor, wenn sie auch in ihrer Ausführlichkeit in einem entschiedenen Mißverhältnis zu den Artikeln über die namhaftesten und wirklich bedeutendsten poetischen Schriftsteller der Gegenwart stehen.

Herr Hinrichsen hat selbst gefühlt, daß dies Mißverhältnis durch sein ganzes Buch hindurch vorhanden ist. Seine Vorrede bemerkt, daß ihm „vielfach eine kurze kritische Bemerkung am Platze erschienen sei, schon um derjenigen willen, deren Erlebnisse gering (bez. ihm in geringem Maße kundgegeben), während ihre litterarischen Leistungen groß waren, so daß durch die Länge der einen Biographie im Verhältnis zur andern leicht ein irrthümliches Vorurteil erweckt werden könnte, ein Fall, der bei Kennern natürlich nicht eintreten wird.“ Als ob dergleichen Bücher zumeist in die Hände von Kennern gerieten! Der Herausgeber hat sich also verpflichtet gefühlt, in den Fällen, wo er über wahrhaft litterarische Talente nur das beizubringen hat, was sich auch in jedem Konversationslexikon findet, durch eine Kritik ausgleichend zu wirken. Leider ist diese Kritik so ausgefallen, daß sie nichts ausgleicht, sondern den Eindruck unerquicklicher Unzulänglichkeit stärken hilft. Die Urtheile des Herrn Hinrichsen sind durchgehends wohlwollende, ja lobpreisende, aber es bedarf nur der Aufzählung einiger Beispiele, um zu erkennen, wie flach, allgemein, uncharakteristisch

seine kritischen Bemerkungen sind. Wenn wir über Rudolf Baumbach lesen, daß seine „Lieder und Sänge die Welt durchwandert haben,“ daß der Dichter ausgezeichnet sei „durch einen vornehmen Zug, der ihm niemals gestattete, seine Feder in den Dienst der Tagesgötzen zu stellen,“ wenn von Bodenstedt versichert wird, daß er „einer der talentvollsten deutschen Sänger sei, dessen süßer Mund Unvergängliches gesungen,“ von Felix Dahn, er sei „allgemein als formgewandter Meister auf dem Gebiete der Reinkunst und gleichzeitig als der vornehmste Autor auf demjenigen der belletristischen Germanistik (belletristische Germanistik! Dahn mag sich für das Kompliment bei Herrn Hinrichsen bedanken!) anerkannt,“ von Marie Ebner-Eschenbach, daß „ihrem Streben reiche Erfolge erwachsen, und daß sie nunmehr als (!) eine der talentirtesten lebenden Schriftstellerinnen gilt,“ von Theodor Fontane, „daß er einer der angesehensten Berliner Kritiker sei, sich durch Feinheit und Schärfe der Auffassung auszeichne“ und außerdem „verbientermaßen allgemein anerkannte“ Werke geschrieben habe, von Karl Emil Franzos, daß „durch seine Dichtungen ein vornehmer Hauch zieht“ und daß er gerade in den höhern Schichten der Gesellschaft sich großer Beliebtheit erfreue, von Wilhelm Jensen, daß er „die Novelle meisterhaft beherrscht,“ von Graf Schack, daß seine Dichtungen „sehr verschiedenen Inhalts und die großangelegten Lebenserinnerungen von höchster allgemeiner Bedeutung sind,“ von Adolf Stern, daß seine poetischen Werke „ihrer edlen Eigenart und Tiefe wegen großen Beifall und weite Verbreitung fanden und daß er außerdem eine Reihe von hochbedeutenden litterar-historischen Schriften erscheinen lassen,“ von Ernst Wichert, daß ihm „sowohl auf dem Gebiete der Novelle als auf dem des Dramas reiche Erfolge erwachsen,“ so wird kein Mensch auch nur den schattenhaftesten Begriff von der Eigentümlichkeit und dem innern Wesen der genannten Dichter und Schriftsteller bekommen, alles ist so nichtssagend, unbezeichnend und äußerlich als möglich. Schlimmer noch steht es um eine ganze Reihe von andern „Charakteristiken,“ in denen geradezu heller Unsinn zu Tage gefördert wird. Von Gottfried Keller wird erzählt, daß ihn „die Schriftstellerei zu ihren berühmtesten und vornehmsten Sängern der Neuzeit zählt. Außer als Novellist gilt Keller besonders auf dem Gebiete der Lyrik als einer unsrer größten Meister — seine Lieder sind in allen Landen verbreitet und im Munde jedes ihrer Sänger.“ Sollte man nach der letzten Phrase nicht geradezu meinen, Herr Hinrichsen verwechselte Keller mit Geibel, mit Hoffmann von Fallersleben oder gar mit Müller von der Berra? Auch wir halten Keller für einen echten Meister auf dem Gebiete der Lyrik, aber wir fordern den Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands“ auf, die „Lieder“ Kellers, die im Munde der Sänger leben, zu nennen — wir kennen nicht ein einziges. Gleichermäßen wird von Paul Heyse behauptet, daß er auf dem Gebiete des Dramas wie auf dem der Novelle, gleichzeitig als Lyriker, als einer der vornehmsten Meister der Gegenwart gelte. „Seine Dramen haben alle Bühnen sich erobert

und seine Lieder sind in jedes Sängers Mund.“ Heyse ist in der That einer der vornehmsten Meister, über die „Eroberung aller Bühnen“ aber wird er selbst lächeln, sie ist sehr cum grano salis zu verstehen, und von den Liedern, „die in jedes Sängers Mund leben,“ haben wir noch kein einziges gehört. Von Julius Wolff behauptet Herr Hinrichsen in einem Atem, daß er ein gottbegnadeter Dichter sei, daß es aber „beim Vermeiden alles Schablonenhaften schier unmöglich sein mag, der Manierirtheit auszuweichen.“ Herr Hinrichsen muß wunderbare Begriffe von einem „gottbegnadeten“ Dichter haben. Von Otto Roquette wird behauptet, daß er „mit seinen spätern Schöpfungen zweifellos auf der Höhe des Parnas stehe“, aber niemals wieder die Poesie von „Waldeisters Brautfahrt“ erreicht habe. Hier wird frischweg der Wert und der Erfolg verwechselt; wenn Roquettes spätere Schöpfungen nicht festern Kern und echteres Leben aufwiesen als sein reizendes Jugendmärchen, stünde es schlimm um ihn. Vom Erfolg ist überhaupt Herrn Hinrichsens Urteil kläglich abhängig; es hilft einem Dichter wie Theodor Storm wenig, daß er sich unablässig vertieft hat und seine Gestaltungskraft überraschend gewachsen ist, die Arabesten-novelle „Zimmensee“ bleibt für Herrn Hinrichsen „die feinste und künstlerisch vollendetste von Storms Leistungen.“ Der wackere und idealistisch angehauchte Otto von Veigner wird als ein Nachahmer Lindaus bezeichnet und muß sich gefallen lassen, zu vernehmen, daß er „weit hinter seinem geistreichen Vorbild zurückbleibt.“

Doch es lohnt nicht, alle diese Unbegreiflichkeiten aufzuzählen, ja es wird sinnlos, so bald wir die Urteile über die bedeutendern und ernststrebenden Schriftsteller der Gegenwart mit andern vergleichen. Welchen Wert hat auch das höchste Lob, das Hinrichsen an Ernst von Wildenbruch, Hermann Bingg, Konrad Ferdinand Meyer mit gutem Recht und zum Teil mit glücklicherem Ausdruck spendet, wenn anderseits der Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands“ für die platteste und wüßteste Vielschreiberei Worte braucht, die nur dem echten, künstlerisch gesinnten Talent gebühren. Von dem Romanfabrikanten Franz Lubojakhy, der ein halbes Jahrhundert lang die Leihbibliotheken versorgte und der seine Schriftstellerei schwerlich je anders denn als einen Broterwerb angesehen hat, dessen Romane keine ernsthafte Kritik je in ihren Bereich gezogen hat, beteuert Herr Hinrichsen, er sei „einer unsrer fruchtbarsten Autoren gewesen, ohne daß er sein dichterisches Können je verbraucht habe; dieselbe ungewöhnliche Gestaltungskraft, welche seine ersten Schöpfungen belebt, thut sich auch in den letzten kund.“ Angesichts dieser äußersten Leistung an Kritiklosigkeit dürfen wir über ganze Reihen andrer Urteile nicht erstaunen. Höchstens darüber ließe sich noch ein Befremden ausdrücken, wie der Herausgeber des „Litterarischen Deutschlands,“ der sich doch auf seine patriotischen Gesinnungen beruft, dazu kommt, dem umstürzlerischen Kosmopolitismus der Herren Löwenthal und Genossen so ausgiebigen Raum zu gönnen. Doch auch das ist überflüssig.

Herr Hinrichsen ladet alle diejenigen aus unserm großen Kreise, die in diesem Buche noch fehlen, in seinen noch höher zu türmenden Tempel der Unsterblichkeit. Wir fürchten, daß der Tempel mit seinen Lehmwänden und Dachpappen den Eintretenden über dem Kopfe zusammenstürzen wird.

### Kleinere Mitteilungen.

Beuen. In dem von Paul Heinze herausgegebenen „Deutschen Dichterheim“, in der ersten Nummer des neuen Jahrganges (September 1888), veröffentlicht Herr Georg Ebers folgenden „Spruch“:

Das schwerste Leid hab' ich in stillen Stunden  
Um besten stets mit mir allein verwunden,  
Doch kam das Glück, mir frohe Lust zu beuen,  
Braucht' ich Genossen, um mich recht zu freuen.

Schwerlich ist in der neuhochdeutschen Litteratur jemals ein häßlichere sprachliche Mißgeburt ans Licht getreten als dieses beuen, und wenn sie durch den Reim noch ausgezeichnet wird, wie hier, so macht sie einen um so widrigeren Eindruck.

Die heutzutage gewählt, unter Umständen geziert klingenden Formen beutst, beut, fleug, fleugst, fleugt zc. sind sprachgeschichtlich begründet. Das eu ist das iu des althochdeutschen Präsensstammes dieser Zeitwörter; dieses geht aber durch sogenannte Brechung in io (früher io) über, wo immer die alte Personalendung mit a beginnt, also im Plural des Indikativs und im Infinitiv.

Althochdeutsch:

biutu  
biutis: Imperativ biut  
  
biutit  
bietamēs  
bietat  
bietant; Infinitiv bietan

Neuhochdeutsch:

ich biete  
du bietest — beut[est]; Imperativ bietet —  
beut.  
er bietet — beut[est], beut[t]  
wir bieten  
ihr bietet  
sie bieten; Infinitiv bieten.

Der Ebers'sche Infinitiv „beuen“ hat aber nicht bloß ein unmögliches eu, es fehlt ihm auch, was noch schlimmer ist, das wurzel- und wesenhafte t; er ist ein doppeltes Mondkalb. Natürlich wird es nicht an weisen Leuten fehlen, die sagen: Ach was, richtig oder nicht, sprachgeschichtlich begründet oder nicht, die Schulmeister sind es nicht, die die Sprache machen, sondern die „großen Schriftsteller“. Wenn ein großer Schriftsteller, wie Herr Georg Ebers, mit sprachschöpferischem Genie die Form beuen erzeugt, so haben die kleineren Geister eben die Erlaubnis, sie ihm nachzubauchen. Mit dieser Weisheit werden wir aber allmählich dahin kommen, daß uns Lessings Deutsch wie eine fremde Sprache erscheint.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig.